

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.60 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Der Landesausschuß der sächsischen Nationalliberalen beschloß, den Abgeordneten Panghammer aus der Partei auszuschließen.

Die kapitalistische Presse wütet gegen die angebliche Absicht Norwegens, Wilhelm II. den Nobel-Friedenspreis zu verleihen.

Bei den Wahlen zu den Generalräten in Frankreich gewannen die Sozialisten 18 Sitze.

Vom 12. bis 22. Juli gingen 17 russische Militärzüge nach Finnland ab.

Ein türkischer Ministerrat beschloß gestern die Einberufung der Mobils des 3. Armeekorps.

## Zehn Jahre Flottengesetz.

III.

Leipzig, 26. Juli.

Die bestehenden Klassen Deutschlands sind mit der Einschwenkung des Reichs in das imperialistische Fahrwasser nicht unzufrieden, sie betrachten die bis jetzt für den Bau der Flotte verausgabten 2791 Millionen Mark keineswegs als weggeworfen. Umgekehrt: mit jedem Jahre wächst die Flottenbegeisterung der Bourgeoisie. Während der imperialistische Kurs in seinen Anfängen unumschränkte Freundschaft nur bei den Interessenten, den Panzerplattenpatrioten, fand, und die Junker der Flottenvorlage nur darum zustimmten, weil sie als herrschende Partei nicht die Unterstützung für eine Vorlage ablehnen wollten, die eine andre einflussreiche soziale Gruppe, wie es die Finanzkreise sind, befriedigte und das Ansehen des Reichs angeblich erhöhte — in der kapitalistischen Welt hängt bekanntlich das Ansehen, das eine Macht genießt, von der Zahl der Morawaffen ab, über die sie verfügt —, während weiter die linksliberalen Kreise, mit Naumann an der Spitze, für die Flottenpolitik demokratische Zugeständnisse forderten, ist jetzt der Flottenpatriotismus in allen bürgerlichen Kreisen unbeschränkt. Der Nauticus hat unbedingt recht, wenn er schreibt: „Blicken wir zurück auf die seit Beginn der Flottengesetzgebung verflowne Zeit, so wird man sagen müssen, daß es gerade die Flottenfrage gewesen ist, die oftmals die in ihren sonstigen Ansichten auseinandergehenden Parteien im Reichstag im nationalen Sinne zu nationaler Tat vereinigt hat“, wozu nur bemerkt werden muß, daß national hier gleichbedeutend ist mit flottenfreundlich.

Die Beantwortung der Frage, warum dem so ist, ist gleichzeitig die Beantwortung der Frage nach der zukünftigen Haltung der deutschen Bourgeoisie. Die Erklärung der Flottenfreudigkeit der Krupp und Thyssen erfordert keine besondere Mühe: die schweren Millionen, die sie für die Panzerplatten und andre Bestellungen für die Werften einstecken, genügt zur Erklärung. Aber der Kreis der Flotteninteressenten ist nicht so klein, wie man vielfach glaubt: er erweitert sich durch die Aktionäre der Privatwerften, die für die Regierung arbeiten, weil die staatlichen Werften bei dem schnellen Tempo unfres Flottenbaues nicht imstande sind, alle Arbeit zu bewältigen, wozu noch die Tatsache in Betracht kommt, daß dank dem Bestehen der technisch imponierenden deutschen Flotte die deutschen Privatwerften viele Bestellungen vom Ausland bekommen, die sonst ausbleiben würden. Der Kreis erweitert sich ferner durch die Kohlen- und Montanindustriellen, durch die verschiedensten Lieferanten, die die schwimmenden Städte verproviantieren und ausrüsten, er umfaßt die Besitzer der Aktien aller dieser Unternehmungen und reicht bis zu den kleinen Schächern, die mit dem von den Regierungswerften gestohlenen alten Eisen handeln. Und hinter dieser Welt der Flottenparasiten stehen die sie finanzierenden Banken mit ihrem großen Einfluß auf den Staat. Und je größer der Profit wird, der aus dem Flottenbau in die Kassen der Banken und der mit ihnen alliierten Kapitalistencliquen fließt — und er vergrößert sich mechanisch mit jedem Jahre der Dauer des Flottengesetzes — je mehr sich der Mechanismus, der zur Produktion dieses Profits nötig ist, vergrößert und kompliziert, desto unmöglicher wird die Rückkehr von dieser abschüssigen Bahn, weil die Regierung ihre Stützen nicht im Stich lassen, ihre Interessen nicht schädigen kann.

Aber nicht nur diese Cliquen sind an dem Bestehen und Wachstum der Flotte interessiert: Das deutsche Kapital hat nach offiziellen Schätzungen zirka vier Milliarden in exotischen überseeischen Wertpapieren investiert. Die Besitzer dieser Wertpapiere sehen in der Flotte die Garantie ihrer Zinsen und Profite, und sie befinden sich nicht nur in den Kreisen der Großindustriellen, sondern auch in denen der Aristokratie. Zwar bildet dieses Kapital nur ein Viertel des überhaupt im Ausland angelegten deutschen Kapitals, aber in ihm sieht die Bourgeoisie die entwicklungsfähigste Quelle des Mehrwerts, denn je mehr sich Südamerika und andre nichtexotische Plätze des Kapitaleports entwickeln, desto mehr werden die asiatischen Märkte die einzigen Plätze, die eine wesentlich höhere Profitrate als Europa abwerfen. Und die Bedeutung der Flotte in dieser Beziehung wird dem Kapital durch tausend Tatsachen demonstriert, nicht zum mindesten durch die sich deutlich bemerkbar machende Unruhe Englands. England war bisher die Schatzkammer der Welt, von der City strömten die Goldflüsse nach den exotischen Ländern, um verzehnfacht zurückzuströmen. Wenn ihm

auch Frankreich durch Kapitaleport hier und da Konkurrenz machte, so bekam England doch oft Bestellungen von den Ländern, die dieses französische Kapital geborgt hatten, weil die französische Industrie bei dem unentwickelten Stande ihrer Technik oft nicht imstande war, die Bestellungen auszuführen. Anders ist es mit Deutschland: sein Kapitaleport bedeutet einen Abfluß der Bestellungen nach Deutschland, also eine Beschränkung der englischen wirtschaftlichen Expansion. Und was noch mehr bedeutet: Frankreich hat eine stagnierende Bevölkerung, während Deutschlands Menschenzahl wächst, was die „deutsche Gefahr“ in den Augen des englischen Kapitals vergrößert. Die deutsche Flotte als Förderer und Beschützer dieser Expansion, als Mittel, sie bei Verwicklungen in den englischen Kolonien in politische Expansion zu verwandeln — hierin liegt die Ursache der englischen Besorgnis und Unruhe, die nicht unberechtigt wäre, selbst wenn die deutschen Staatslenker die so friedliebenden Menschen wären, als die sie sich aufspielen. Aber eben diese Unruhe ist für das deutsche Kapital ein Antrieb zum Weiterwachsen, denn die Flotte verschafft ihm Gewicht, sie gilt als Beweis der wachsenden deutschen Macht in den Augen des Auslands, was das deutsche Kapital schnell in klingende Münze umzuwandeln weiß. Denn wie auch England politisch Deutschland zu umkreisen sucht, soviel es auch Konterminen gegen Deutschlands ökonomische Expansion legt, das Bestehen einer großen deutschen Flotte nötigt es trotz seines maritimen Uebergewichts, die Interessen des deutschen Kapitals zu respektieren. Darum ist die ganze deutsche Bourgeoisie für den Weiterbau der Flotte, denn obwohl sie recht gut weiß, daß sich die englische Flotte nicht überflügeln läßt, so sagt sie sich doch, daß je größer die deutsche Flotte sein wird, sie auch ernstlich mit in Rechnung gezogen werden muß. Wenn sie auch einmal durch finanzielle Rücksichten genötigt sein sollte — so rechnet die deutsche Bourgeoisie —, ein Flottenübereinkommen mit England zu treffen, das eine Zeitlang das Tempo des Wachstums der Flotte beider Staaten verlangsamten würde, so lassen sich bei diesem Abkommen um so bessere Bedingungen herauschlagen, je größer die Flottenmacht Deutschlands sein wird.

Darum ist die Bourgeoisie mit den Erfolgen der zehnjährigen Entwicklung der Flotte zufrieden, obwohl keinesfalls die in die Welt pojannten Hoffnungen verwirklicht worden sind. Und darum sind wir ganz mit dem Vorwärts einverstanden, wenn er behauptet, nach den Wahlen werde ein neues Flottengesetz kommen, weil sonst nach dem jetzt bestehenden Flottengesetz die Zahl der jährlich zu bauenden Kriegsschiffe vermindert werden müßte. Und darum betrachten wir es auch für unsere Pflicht, die Aufmerksamkeit des Proletariats immer wieder auf die Flottenfrage hinzuweisen. So gewinnt auch die Frage der Flottenpolitik, die auf der Tagesordnung des Kopenhagener internationalen Kon-

## Seuilleton.

### Das Haus Michael Fenn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

Nachdruck verboten.

#### Achtes Kapitel.

Seit fast einer Stunde wartete die Frau Raffener in dem Wohnzimmer des hochwürdigen Herrn Tobias Wieser. Im vollen Staat mit Hut und Jade sah sie da. Gerade so wie sie an Sonn- und Festtagen zur Kirche ging.

Der hochwürdige Herr Tobias Wieser war seit Jahren Kooperator an der Stadtpfarre von Brizen, ein Freund und Gönner aller Armen und Bedrängten und ein großer Förderer und Wohlthäter der Familie Raffener. Zu ihm kam Frau Katharina Raffener, wenn sie wieder einmal in ihren Geldverlegenheiten nicht wo aus und wo ein wußte und holte sich werktätige Hilfe.

Frau Raffener verstand es, durch Tränen und Schilderungen ihrer verzweifeltsten Lage das Herz des gutmütigen Herrn Kooperators stets zu rühren. Wenn seine eignen bescheidenen Mittel nicht ausreichend waren, dann ließ er sich oft herbei, von einer und der andern ihm befreundeten Familie Hilfe zu erbetteln. Frau Raffener wußte, daß sie in ganz Brizen keinen zuverlässigeren Gönner besaß, als den Stadtpfarrkooperator Wieser. Auf seine Hilfe rechnete sie auch heute mit Bestimmtheit. Er sollte und wußte ihr helfen. Daher war sie so zeitlich und in aller Frühe gekommen.

Die Widumshäuserin hatte sie einstweilen in das Wohnzimmer des Kooperators gewiesen; denn Tobias Wieser hatte noch in der Pfarrkirche zu tun. Da sah nun Frau Raffener schon geraume Zeit in dem großen, behaglichen Raum und dachte nach, wie sie den Geistlichen am besten

für ihre Zwecke gewinnen könnte. Daß sie gleich in aller Frühe zu ihm gekommen war, würde hoffentlich den richtigen Eindruck auf ihn nicht verfehlen und mußte ihm beweisen, in wie großer Not sie sich befand. Eigentlich wurde ihr das lange Warten schon etwas lästig. So zu sitzen und nichts zu tun, paßte ihr nicht. Wenn der Hochwürdige nur bald kommen würde!

Sie sah sich in dem Zimmer um. Da stand alles, wie sie es seit Jahren kannte, auf seinem gewohnten Platz. Der Schreibtisch neben dem Fenster, mit den verschiedenen Bildern geistlicher Herren. Dann der große Bücherkasten mit den grünen Vorhängen. Die hübsche rotgepolsterte Garnitur mit den gehäkelten Schutzdecken. Der ovale polierte Tisch, auf dem ein großes Photographiealbum lag und noch zwei schön gebundene Erbauungsbücher. An den Wänden die zwei großen Bilder der Mutter Gottes und der heiligen Mutter Anna in schweren Goldrahmen. An den beiden Fenstern, die mit hellen Spitzenvorhängen besetzt waren, standen Töpfe mit blühenden Blumen. Das Verließ dem Zimmer des geistlichen Herrn ein ungemein freundliches und wohnliches Aussehen.

Hier war alles so hübsch sauber. Kein Stäubchen hätte man entdecken können. Frau Katharina Raffener sah auf den weißen, ungestrichenen Fußboden, über den ein langer Laufteppich gebreitet lag. Der Boden sah entschieden einladender und appetitlicher aus, wie bei ihr daheim das Rudelbrett. Sie schwärmte nicht sonderlich für die Hausarbeit. Wenn nur nach außen alles auf den Glanz hergerichtet war. Drinnen durfte man bei ihr keine Nachschau halten.

Nun wurden feste Schritte hörbar, die über die hölzernen Stiegen ins zweite Stockwerk heraufkamen. Frau Raffener rückte sich in Positur. Sie hatte auf einem der rotgepolsterten Stühle mit dem weißen Schutzdecken Platz genommen und sah mit dem Gesicht gerade der Tür gegenüber. Herr Tobias Wieser trat rasch ein. Er war eine große, stattliche Erscheinung. Anfangs der Bierzig und von sehr einnehmendem Äußern. Das runde, barilo-

Gesicht hatte noch fast etwas Kindliches. Hellblaue, gutmütige Augen schauten etwas verwundert und fragend in die Welt. Das dunkelblonde Haar fiel in leichten Locken über die hohe faltlose Stirn.

Beim Eintreten tauchte der Kooperator Zeigefinger und Mittelfinger seiner rechten Hand flüchtig in den kleinen zinnernen Weihbrunnkel, der knapp neben der Tür hing. Dann ging er rasch auf die Frau zu und reichte ihr die Hand. Frau Katharina Raffener hatte sich so gleich, als der Hochwürdige in der Tür erschien, erhoben und küßte jetzt die dargebotene Hand ehrsüchtig. Der Kooperator winkte ihr freundlich, Platz zu behalten.

„Was ist denn g'schehen, Frau Raffener?“ erkundigte er sich teilnehmend. „Daß Sie schon so zeitlich bei mir sind? Ist wer krank bei Ihnen? Oder fehlt's sonst wo?“

Ohne ein Wort zu sagen, zog die Raffenerin ihr Taschentuch hervor und fing bitterlich zu weinen an. Der Kooperator hatte auf einem Stuhl neben ihr Platz genommen. Es war nicht das erstemal, daß Frau Raffener in so trostloser Verfassung zu ihm kam. Dann brauchte sie Geld. Es stand wieder einmal die Pfändung vor der Tür.

Jedesmal hatte der Kooperator das Herzste von der Familie noch abzuwenden gewußt. Am Notfall hatte er noch immer irgendeinen Guttäter gefunden. Niemand wußte, für wen der Kooperator die Hilfe der Nächsten in Anspruch nahm. Die Namen der Bedürftigen hielt er stets streng geheim. Valentin Raffener hätte ja um Amt und Brot kommen können, wenn seine Vorgesehten eine Ahnung gehabt hätten, wie es eigentlich um ihn stand. So wußte man nur, daß die Raffeners Schulden hatten, die sie von Zeit zu Zeit regelmäßig abzahlten.

Auch heute vermutete der Geistliche, als er die Frau sah, daß es sich um eine ähnliche Angelegenheit handelte. Aber Frau Katharina Raffener weinte heute länger und fassungslöser als sonst. Eine Zeit hindurch ließ sie der geistliche Herr, ohne sie durch ein Wort oder Zureden zu hören, gewähren.